

Christiane Micus-Loos

Familien als Orte der Herausbildung, Tradierung und Veränderung von Geschlechtlichkeit

1. Familie ist nicht gleich Familie

Familien und ihre Lebensbedingungen sind in den letzten Jahrzehnten in verstärktem Maß zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchungen geworden. Die Pluralisierung der Lebensformen ist unter den Erscheinungen des familialen Strukturwandels wie Geburtenrückgang, Anwachsen der Zahl kinderloser Paare, altersbiographisch späterer Zeitpunkt der Geburt, Anstieg von Ein-Eltern-Familien und nichtehelicher Lebensgemeinschaften sowie höherer Ehescheidungsrate das auffälligste Phänomen.

Familie ist nicht gleich Familie - hinter dem Begriff „Familie“ verbergen sich sogenannte Kernfamilien, Mutter-Kind Familien, Vater-Kind Familien, Stiefmutterfamilien, Stiefvaterfamilien, zusammengesetzte Stieffamilien ohne oder mit gemeinsamen Kind, Familien mit gleichgeschlechtlichen Partnerinnen und Partnern, Pflegefamilien, Adoptionsfamilien und andere Familienformen.

Diese in der Realität längst gelebte Vielfalt an Familienformen findet in Forschung, Gesetzeslage und in der generalisierenden Rede über „die Familie“ vielerorts noch keine angemessene Berücksichtigung. Menschen sind in ihren Entscheidungen, wann, wie lange und unter welchen Umständen sie mit anderen Menschen zusammenleben wollen, unkonventioneller geworden. Diese Ausdifferenzierung von Familie bedeutet jedoch nicht, wie mancherorts vermutet, den Zerfall der Familie; schließlich wachsen 86,2% der Kinder in West- und 74,8% in Ostdeutschland bis zu ihrem 18. Lebensjahr nach wie vor bei ihren miteinander verheirateten leiblichen Eltern auf (vgl. Engstler 2001). Bei allen Tendenzen der Pluralisierung von Familienstrukturen und der damit verbundenen Einbuße an Selbstverständlichkeit des Modells der bürgerlichen Familie (vgl. Peukert 1996), ist die Familie weiterhin als der Ort anzusehen, „an dem [...] das Kind in tätiger Auseinandersetzung mit seiner Umwelt die Grundkompetenzen interpersonalen Handelns“ (Mollenhauer 1983, S. 416) erwirbt. In diesem Erziehungs- und Bildungsvorgang lernt das Kind, sich selbst zu bestimmen, das heißt, sein Ich abzugrenzen und grundlegende kognitive und affektive Orientierungen auszubilden.

Im vorliegenden Beitrag wird Familie weiterhin als *primärer*, wenn auch nicht singularer Ort verstanden, an dem die Entstehung, Entwicklung und Selbstbildung des Subjekts in seiner Geschlechtlichkeit grundgelegt wird. Die Familie als kleinste genealogische intergenerationale Einheit ist nicht nur der Ort, an dem „Weiblichkeiten“ und „Männlichkeiten“ herausgebildet und tradiert, sondern in diesen Prozessen auch verändert werden können. In einem ersten Schritt geht es um den Prozess der familialen Vergeschlechtlichung mit Blick auf die Momente, die eine Veränderung geschlechtstypischer Lebensmuster und traditionaler Geschlechtsauffassungen ermöglichen. Hierbei bleibt die Familie, wie bereits René König (1974) konstatierte,

nicht unberührt von gesellschaftlichem Wandel: „[D]ie Familie geht mit der Gesellschaft“ (S. 10). So richtet sich der Blick in einem zweiten Schritt auf gesellschaftliche Veränderungen wie auch Veränderungsresistenzen und welche Auswirkungen diese auf den familialen Prozess der Vergeschlechtlichung haben.

Während es im ersten Abschnitt auf *familialer* Ebene um Veränderungspotentiale im Prozess der Vergeschlechtlichung geht, stehen im zweiten Abschnitt auf *gesellschaftlicher* Ebene die bereits realisierten Möglichkeiten, traditionale Geschlechtsauffassungen, Lebensmuster und Arbeitsteilungen der Geschlechter zu modifizieren, im Vordergrund. Daran schließt sich abschließend die Frage an nach den Konsequenzen des gesellschaftlichen Wandels wie gesellschaftlicher Veränderungsresistenzen auf den Prozess der familialen Vergeschlechtlichung.

2. Veränderungspotentiale im Prozess der familialen Vergeschlechtlichung

In der Familie als einem Zusammenhang von generations- und geschlechterdifferenten Beziehungskonstellationen erwerben Kinder nicht nur eine Vorstellung von der eigenen Geschlechtlichkeit, sondern auch von der der anderen Familienmitglieder. Die Familie ist daher in der Regel der Erfahrungsort von Geschlechterbeziehungen und scheint noch immer unausweichlich mit einer geschlechtsspezifischen Sozialisation und intersubjektiven Erfahrungen wie mit der Entwicklung geschlechtstypischer Interessen und Fähigkeiten verbunden zu sein (vgl. Benjamin 1988; Hagemann-White 1984).

Wie sich innerhalb des familialen Kontextes die Erziehung zur Weiblichkeit und Männlichkeit gestaltet, ist bereits seit den Anfängen der Frauenbewegung ein wichtiges Thema. Der von Simone de Beauvoir formulierte Satz „man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es“ (de Beauvoir 1951, S. 265) gibt den Geist der Debatte um die geschlechtsspezifische Sozialisation wieder, die im Zusammenhang mit der neuen Frauenbewegung einsetzt. Ein ‚natürliches‘ Geschlecht, das genetisch festgelegt ist, wird als Erklärungsgrundlage für die vorfindliche Geschlechterdifferenz abgelehnt, vielmehr stehen die gesellschaftlichen Prozesse des *zur Frau bzw. zum Mann-Werdens* im Zentrum der Betrachtung. Dabei entwickeln sich in den Forschungen der 1970er und 1980er Jahre unterschiedliche Akzentsetzungen.¹ Während die Sozialisationsforschung die Bedeutung elterlicher Normen und Deutungsmuster als maßgebliche Faktoren für die Herstellung von Weiblichkeit und Männlichkeit herausstellt, betonen kognitionspsychologische Forschungen eher die Bedeutung der Selbstkategorisierung

¹ Leider liegen zu der Frage, wie Mädchen und Jungen innerhalb der Familie ihre Geschlechtlichkeit herausbilden und welche Rolle hierbei die geschlechterdifferenten Beziehungskonstellationen spielen, im deutschsprachigen Raum kaum neuere empirische Befunde oder Theorien vor. Weder die These, dass die Familie neben anderen Sozialisationsinstanzen wie der peer-group, der Schule oder den Medien an Bedeutung verloren hat, noch die Vermutung, dass in der Forschung der 1970er und 1980er Jahre zur geschlechtsspezifischen Sozialisation bereits alles gesagt worden ist, sind für sich genommen ausreichende Erklärung für diesen Umstand. Plausibler erscheint es hingegen, die Schwierigkeiten bei der empirischen Erforschung von Interaktionsprozessen zur Herausbildung der Geschlechtlichkeit in der Familie als Ursache dieses Defizits anzusehen (vgl. Micus-Loos/Schütze 2003).

als aktiver Leistung des Kindes zur Herstellung seiner Geschlechtsidentität² (vgl. Bürmann/Micus-Loos 2002). Gemeinsam ist diesen beiden klassischen Annahmen zur Herstellung von Geschlechtlichkeit das Anliegen, Geschlechterunterschiede zu erklären.

Es interessieren im folgenden vor allem die mit diesen Theorien verknüpfte *Veränderungsperspektive*, also die Frage, wie es möglich ist, dass sich Mädchen *nicht* ‚typisch‘ mädchenhaft und Jungen *nicht* ‚typisch‘ jungenhaft entwickeln.

Die frühen Ansätze der Sozialisationsforschung sehen Veränderungspotentiale primär auf der Einstellungsebene der Eltern, indem elterliche Normen und Deutungen sich verändern und elterliches Erziehungsverhalten reflektiert werden. Aus Sicht entwicklungspsychologischer Theorien hingegen sind Veränderungen nur auf dem Weg flexibler, geschlechtsübergreifender kindlicher Identifikationsprozesse und im Wandel der Vorbilder selbst denkbar.

Im Prozess der familialen Vergeschlechtlichung zeigen sich somit aus sozialisationstheoretischer Sicht Veränderungsmöglichkeiten vor allem auf der *individuellen elterlichen Einstellungsebene*.

Mädchen und Jungen sollen immer seltener bewusst zu „typischen“ Mädchen und Jungen erzogen werden. Es bleibt jedoch ungeklärt, ob und inwiefern diesem Wandel auf der Bewusstseins- und Handlungsebene eine Veränderung auf der Handlungsebene, d.h. in der alltäglichen Erziehung der Eltern, korrespondiert. Auch wenn im elterlichen Verhalten immer seltener zu beobachten ist, dass sie gezielte Sozialisationsstrategien einsetzen, um Kinder geschlechtstypisch zu erziehen, müssen ergänzend zur Ebene der bewussten Einstellungen *unbewusste und indirekte Interaktionen und Sozialisationsinteressen* berücksichtigt werden. „Doing gender“ verläuft auch in Familien weitgehend automatisiert und unbewusst. Ulrike Schmauch (1985, 1987) lenkt ihren Blick in teilnehmenden Beobachtungen auf innerfamiliäre, meist unbewusste Dynamiken und fragt sich, warum häufig geschlechtstypische Verhaltensweisen zu beobachten sind, obwohl die Eltern dies zu verhindern suchen. Sie verdeutlicht zum einen die Macht von Lebensverhältnissen, „die durch den Alltag der Eltern und durch ihr Unbewusstes auf das Kind wirken“ (Schmauch 1985, S. 103), zum anderen berücksichtigt sie aber auch den „Einfluss des Kindes“ (ebd., S. 103), wenn sie aufzeigt, „wie das weibliche ebenso wie das männliche Kind mit seinem kleinen und triebhaften Körper einstürmt auf die Erwachsenen und ihre verdrängten Gefühle“ (ebd., S. 104) und dies zu heftigen bewussten, aber meist unbewussten Reaktionen bei den Eltern führt. *Eine* Umgangsform der Eltern, dieser Triebhaftigkeit und auch Eigenart des Kleinkindes in der frühkindlichen, präödiptalen Phase zu begegnen oder sich zu entziehen, äußert sich in „typischen Idealisierungen“ (ebd., S. 104), angelehnt an traditionelle Geschlechtsstereotype. Jungen, so Schmauch, sind einer besonderen Ambivalenz ausgesetzt: einerseits werden ihre passiv-infantilen Anteile, andererseits

² Im Gegensatz zum Kohlbergschen Verständnis, Geschlechtsidentität als stabilste aller sozialen Identitäten und die Einordnung als eindeutig männlich oder weiblich nicht nur als unveränderbar, sondern auch als grundlegend für die weitere kognitive Entwicklung anzusehen (vgl. Kohlberg 1974), plädiere ich dafür, Identität nicht nur durch das Geschlecht, wie der Begriff „Geschlechtsidentität“ suggeriert, sondern durch Nationalität, Ethnizität, sexuelle Orientierung, Alter etc. konstituiert zu sehen und das Moment des Herstellens von Geschlecht in jeder alltäglichen Interaktion zu betonen.

ihr aggressives Agieren idealisiert. So unterstützen besonders Väter das Drängen des Sohnes in eine „forcierte Männlichkeit“ (Schmauch 1985, S. 113). Auch Mädchen sind widersprüchlichen Botschaften jenseits bewusster Intentionen ausgesetzt, die primär dazu beitragen, dass das Mädchen aggressive Gefühle zu unterdrücken lernt (vgl. Micus 2002).

Die Frage, ob die häufig ungewollte Weitergabe traditionaler, geschlechtstypischer Einstellungen und widersprüchlicher Botschaften durch die Eltern beendet, unterbrochen oder zumindest in ihrer Wirkung abgeschwächt werden kann, und wie ein solcher Prozess nicht nur initiiert, sondern auch zu seinem Ende geführt werden kann, sind in der Forschung bislang unbeantwortet. Dieses Forschungsdesiderat verstärkt sich angesichts der biographischen Forschungen Bettina Dausiens (1996, 1997, 2001). Sie lenkt ihren Blick auf individuelle Deutungsmuster, Erfahrungen und Handlungsmöglichkeiten in ihrer oft widersprüchlichen Verschränkung. In einer kontrastierenden Darstellung zweier Einzelfälle analysiert Dausien (1997) Tradierungs- und Veränderungsprozesse von weiblichen Lebensmustern. Am Beispiel zweier Mütter-Töchter-Beziehungen konkretisiert sie die Weitergabe widersprüchlicher Botschaften und Handlungsmuster der Mütter an ihre Töchter. Im ersten Fall steht das faktische Verhalten der Mutter gegenüber ihrer Tochter in völligem Gegensatz zu ihren proklamierten Absichten. Im zweiten Fall erfolgt ein deutlicher Bruch zwischen Mutter und Tochter, als die Tochter mit Vereinbarkeitsproblemen konfrontiert wird und ihr die Unterstützung der Mutter versagt bleibt, obwohl die Mutter diejenige war, die die Berufsorientierung und Erwerbsarbeit der Tochter vor dem Hintergrund eigener biographischer Erfahrungen immer unterstützt hat.

Auch hier sind es in beiden Fällen *nicht-bewusste bzw. nicht-thematisierbare Anteile* in der Lebenserfahrung der Mütter, die das widersprüchliche Verhalten begründen.

Dausien (1997) arbeitet in ihren Fallanalysen die Diskrepanz zwischen Deutung und Handlung, Selbstentwurf und Erfahrung in ihrer jeweiligen Eigenlogik heraus. Dies evoziert die Frage nach der Logik intergenerationaler Lernprozesse und nach den Faktoren, die die jeweilige Mischung von Weitergabe der Erfahrungen zwischen Eltern und Kindern einerseits und der Individuation durch Negation des elterlichen Modells andererseits bestimmen (vgl. Bürmann/Micus-Loos 2002).

Ergänzend zu diesen eher pessimistischen Befunden von Veränderungsbarrieren und Widerständen auf *intergenerationaler Ebene* - zwischen Eltern und ihren Kindern -, muss die *Aufhebung der geschlechtsspezifischen familialen Arbeitsteilung* als ein weiteres wesentliches Moment für die Veränderung traditionaler Lebensmuster und Geschlechterarrangements in den Blick genommen werden, wie dies führende Vertreterinnen der Frauenforschung getan haben. So betont Nancy Chodorow (1985) aus Sicht der psychoanalytischen Objektbeziehungstheorie, dass eine Aufhebung der geschlechtsspezifischen familialen Arbeitsteilung, in der nach wie vor „die Frauen muttern und mehr als die Männer mit den zwischenmenschlichen Beziehungen und den Gefühlen beschäftigt sind“ (S. 15) eine „Aufspaltung psychologischer Fähigkeiten“ (S. 15) in weibliche Beziehungsorientierung und Weltverbundenheit und männliche Separatheit und Autonomie verhindert. Ähnlich argumentiert Schmauch (1985): Bei wirklich geteilter Elternschaft fehlt die soziale und psychische Grundlage für eine Spaltung „zwischen der Verherrlichung des ‚ganz anderen‘ Vaters und der

partiellen Entwertung des mütterlich-symbiotischen Liebesobjekts und mit ihr der körpernahen, versorgenden Beziehungswelt (...). Statt dessen wird der Vater für das Kind im Alltag erlebbar als facettenreiche Person mit seinen beglückenden und enttäuschenden Seiten“ (S. 101). Jessica Benjamin (1988) führt darüber hinaus an, dass eine gleichberechtigte Struktur geschlechtlicher Arbeitsteilung eine *Idealisierung des Vaters* als Repräsentanten von Autonomie und Selbstbehauptung einschränkt. Dadurch würde eine geschlechtsdifferente „Spiegelung“ durch den Vater verhindert, die dem Jungen eine *identifikatorische* Liebe ermöglicht, während der „fehlende Vater“ in der weiblichen Entwicklung es dem Mädchen erschwert, ihr eigenes Begehren zu entdecken, und sie anfälliger macht für eine *idealisierende* Liebe, in der sie ihre eigenen Wünsche und Bedürfnisse zurückstellt (vgl. Benjamin 1988). In dem Augenblick, in dem auch Väter „muttern“ (Chodorow 1985) und auch Mütter die aufregende Außenwelt und das Neue und Andere repräsentieren, stehen beide Eltern ihren Kindern sowohl für idealisierende als auch für identifikatorische Liebe zur Verfügung, und ein „Überschreiten und Wechsel (...) geschlechtliche[r] Identifikationen“ (Benjamin 1988, S. 112) wird ermöglicht.

Diesem Optimismus zum Trotz, dass die Aufhebung der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung geschlechtsspezifische Arbeitsmuster aufbricht, gesteht Benjamin (1988) selbst ein, dass das aus ihrer Sicht durchaus wünschenswerte Überschreiten geschlechtlicher Identifikationen durch ein kulturelles System der Zweigeschlechtlichkeit, in dem die Grenzen undurchlässig bleiben müssen, eingeschränkt ist. Eine Veränderung der Arbeitsteilung in der heterosexuellen Zwei-Eltern-Familie (vgl. Chodorow 1985) übersieht, „dass die Unterschiede der psychischen Entwicklung, die aus der spezifischen sozialen Organisation des Privatlebens resultieren, vor dem Hintergrund der herrschenden kulturellen Symbolik der Zweigeschlechtlichkeit und der besonderen Struktur des Geschlechtsverhältnisses gesehen werden [müssen], denn dies gibt ein abstraktes Modell des Privatlebens und der Geschlechterbeziehungen vor. Mutter- und Vaterfiguren sind Ideale in einem kulturellen System der Zweigeschlechtlichkeit; aber sie brauchen nicht unbedingt von ‚biologischen‘ Vätern und Müttern oder überhaupt von Männern und Frauen verkörpert werden“ (Benjamin 1988, S. 103). Barbara Rendtorff (2000) weist im Anschluss an die Lacansche Auffassung, dass das Geschlecht eine symbolische Position sei, die unter Strafantdrohung angenommen werde, daraufhin, dass mit der Forderung nach Angleichung von väterlichen und mütterlichen Funktionen gegenüber den Kindern die symbolische Ordnung der Geschlechter und ihre Bedeutung nicht mitbedacht werde. Diese Ordnung könne nicht ohne negative Folgen einfach destruiert oder ignoriert werden. Auch transformierte oder modernisierte Geschlechterverhältnisse müssten Bewältigungsstrategien für „die Gespaltenheit des Subjekts“ (S. 192) anbieten.

3. Die Auswirkungen gesellschaftlicher Wirklichkeit auf den Prozess der familialen Vergeschlechtlichung

Die bisherigen Ausführungen thematisierten Veränderungsmöglichkeiten von traditionellen Geschlechtsauffassungen und Geschlechterarrangements im Prozess der

familialen Vergeschlechtlichung. Stand bisher die individuelle elterliche Einstellungs- und Reflexionsebene bei der Untersuchung von Veränderungspotentialen im Vordergrund, geht es im folgenden um die allgemein-gesellschaftliche Ebene des Wandels, von dem die Familie als gesellschaftliche Institution betroffen ist.

Veränderungen sind auf verschiedenen Ebenen zu konstatieren: auf der Ebene der Sozialstruktur sind Bildungs- und Erwerbsbeteiligung von Frauen zur Selbstverständlichkeit geworden. Auf kultureller Ebene haben allgemeine Geschlechtsrollenerwartungen ihre Legitimität eingebüßt. Eine Relativierung und Erweiterung von Geschlechtsrollenstereotypen und unveränderlichen Geschlechtsidentitäten hat zur Konsequenz, dass Männer- und Frauenrollen sich in vielen Aspekten angenähert haben.

Die in der Realität längst gelebte Vielfalt an Familienformen findet langsam auch in der Gesetzgebung Berücksichtigung. Das Lebenspartnerschaftsgesetz hat den Anspruch, die Vielfalt menschlicher Lebensformen anzuerkennen und die Diskriminierung gleichgeschlechtlicher Paare abzubauen, indem sie diesen Partnerschaften einen neuen rechtlichen Rahmen eröffnet. Die seit dem 1. Januar 2001 in Kraft getretene Elternzeitregelung trägt zum einen der Tatsache Rechnung, dass Kindererziehung nicht mit Urlaub (ehemals Erziehungsurlaub) assoziiert werden kann, zum anderen eröffnet es Eltern Gestaltungsspielräume bei der Betreuung ihrer Kinder.

Diese Veränderungsprozesse auf den verschiedenen Ebenen sind aber gleichzeitig von einer *Veränderungsresistenz* flankiert: Auf sozialstruktureller Ebene hat die im Bildungswesen anvisierte und bisweilen realisierte Chancengleichheit von Frauen und Männern nicht zur Chancengleichheit im Erwerbsleben geführt. Auf kultureller Ebene bedeutet die Veränderung und Relativierung geschlechterbezogener Codierungen nicht ihre Auflösung und auf der Ebene der Gesetzgebung kann von einer annähernden Gleichbehandlung der vielfältigen Lebensweisen keine Rede sein. Die besondere privilegierte Situation Verheirateter durch das Familienrecht³ wird auch durch das neue LPartG nicht angetastet, das vor allem im Hinblick auf Adoptions- und Steuerrecht erhebliche Differenzen zur ehelichen Institution aufweist. Es bleibt ferner abzuwarten, ob das seit gut einem Jahr bestehende Gesetz zur Elternzeit dazu beitragen wird, dass sich der Anteil der Väter, die Elternzeit beantragen, wesentlich erhöht.⁴

Auf allen drei Ebenen zeigt sich, dass bestehende Gesellschafts- und Wirtschaftsordnungen mit ihren außerfamilialen Institutionen gerne auf die Funktionalität traditionelle Geschlechterarrangements in der Familie insistieren.

³ Dass gerade das Familienrecht als Leitbildgesetzgebung ideologisch aufgeladen ist und sich als träge und veränderungsresistent erweist, betont Doris Lucke im folgenden Beitrag.

⁴ Der Anteil der Väter, die Elternzeit beanspruchen, kann nur über die Inanspruchnahme von Erziehungsgeld berechnet werden, und ist mit ca. 2 bis 2,5% nur geschätzt. Genauere Angaben sind nicht möglich, da zum einen nicht alle Länder geschlechtsspezifische Angaben zur Elternzeit machen (z.B. Berlin, Brandenburg, Bremen, Nordrhein-Westfalen), zum anderen die Inanspruchnahme von Erziehungsgeld nicht voraussetzt, dass der Vater sich gleichzeitig in Elternzeit befindet. Außerdem muss berücksichtigt werden, dass die Erziehungsgeldstatistik eine Bewilligungsstatistik ist, die diejenigen Antragsteller, die auf Grund eines zu hohen Einkommens kein Erziehungsgeld beantragen, aber Elternzeit in Anspruch nehmen, nicht erfasst. Da die Auswertung für das Jahr 2001 nur Erstanträge berücksichtigt, gehen die Väter (und Mütter), die zu einem späteren Zeitpunkt Elternzeit beanspruchen, nicht in die Statistik mit ein. Verlässlichere Daten werden erst ab Herbst 2003 vorliegen (vgl. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 2003).

Veränderungen und Veränderungsresistenzen sind allerdings nicht nur auf der Ebene der Sozialstruktur, der geschlechterdifferenten Stereotype und der Gesetzgebung zu beobachten, sondern ebenso auf der Ebene *familialer Strukturen*.

Das Modell der bürgerlichen Familie, wie es vor allem in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts weitgehend realisiert war, hat an Verbindlichkeit verloren. Mit der Ausdifferenzierung von Familienformen deutet sich in der Tendenz eine Abwendung von tradierten Konventionen familialen Zusammenlebens an, die nicht zuletzt durch eine geschlechterbezogene Funktionsteilung konstituiert wurden und werden.

Diese geschlechterbezogene Funktionsteilung ist Gegenstand von Veränderung und Veränderungsresistenz. Das in den 1950er und 1960er Jahren - zumindest in der Bundesrepublik - vorherrschende Leitbild der sogenannten „Hausfrauenehe“ hat sich überlebt. Die zunehmende Bildungsbeteiligung der Frauen, die wachsende weibliche Erwerbstätigkeit, der Wunsch, Familie und Beruf zu vereinbaren, sind als wesentliche Momente weiblicher Lebensentwürfe bekannt und erforscht. Die Orientierung von Frauen auf eigene qualifizierte Berufstätigkeit ist weder auf eine reine Erwerbsnotwendigkeit (Zuverdienst) zu reduzieren noch wird sie automatisch im Falle der Geburt eines Kindes zur Disposition gestellt.

Claudia Born, Helga Krüger und Dagmar Lorenz-Meyer (1996) weisen daraufhin, dass sich der epochale Wandel in der realen Berufsbeteiligung von Frauen bereits bei den um 1930 geborenen Frauen feststellen lässt. Von einer gänzlich neuen Strukturveränderung der Familie durch weibliche Erwerbstätigkeit kann somit keine Rede sein. Dieser Wandel konnte so lange in der soziologischen Forschung wie in den Alltagstheorien der betreffenden Generationen „unentdeckt“⁵ bleiben, da er sich zwar in der gelebten Praxis realisierte, aber auf normativer Ebene nicht mitvollzogen wurde. Es waren vor allem die Männer, die sich dem Wandel und der Modernisierung widersetzen und zumindest auf der normativen Ebene und im Hinblick auf ihre praktische Familienorientierung als ‚rückständig‘ bezeichnet werden können. Der normative Wandel - die Akzeptanz der weiblichen Berufsorientierung durch beide Geschlechter - vollzog sich den Bremer Forschungen zufolge in der Tat dann erst bei der nachfolgenden Generation und wurde ab Mitte der 1960er Jahre von den Betroffenen als ein solcher erlebt und in der Öffentlichkeit wahrgenommen und nachvollzogen (vgl. Bürmann/Micus-Loos 2002).

Der verdeckte Wandel in den 1950er Jahren im Hinblick auf die weibliche Lebensführung vollzieht sich, wie Krüger (1997) zeigt, gegenüber den Kindern als offen thematisierter und erzieherisch umgesetzter Wandel: weg von der traditionellen Komplementarität der Rollen beider Geschlechter hin zu geteilter Familienarbeit und klarer Berufsorientierung der Mädchen. Neben den Botschaften, Stellungnahmen und erzieherischen Maßnahmen der Mütter – z.B. die bewusste Beteiligung der Jungen an der Hausarbeit - sind es die Kinder selbst, die ihre eigenen Orientierungen in bewusster Abgrenzung von der geschlechtsdifferenten Arbeits- und Machtverteilung der Eltern entwickelt haben.⁶ Für Töchter und Söhne folgt aus der Wahrnehmung der

⁵ Zum unentdeckten Wandel vgl. die gleichnamige Studie von Born/Krüger/Lorenz-Meyer 1996.

⁶ Dies geschieht umso stärker abgrenzend, je traditioneller die Herkunftsfamilie strukturiert war. So stellen Töchter von Hausfrauen-Müttern teilweise für sich infrage, ob sie überhaupt heiraten wollen. Aus den zitierten

mütterlichen Lebenssituation der Anspruch, sich selbst oder die eigene Partnerin vor einer derartigen Selbsteinschränkung zu bewahren (vgl. Krüger 1997, S. 40). Mütter wie Kinder beiderlei Geschlechts ziehen die Konsequenz aus der gemeinsam erfahrenen Familiensituation und arbeiten vielfach *übereinstimmend* – und nicht wie oftmals behauptet, gegeneinander –, in Richtung auf Veränderung der geschlechter-differenten Lebensverhältnisse (vgl. Bürmann/Micus-Loos 2002).

Mit dem Wegfall normativer Barrieren im privaten wie im öffentlichen Bereich öffnet sich bei der jüngeren Generation der Blick für die Wahrnehmung der institutionellen Barrieren, die einer für beide Geschlechter akzeptablen Verbindung von Familien- und Berufsbiographie entgegenstehen.

In den alten Bundesländern ist das Paar bzw. die Elternschaft zu einem Ort von Entscheidungs- und Aushandlungsprozessen bezüglich der familialen und beruflichen Arbeitsteilung zwischen den Partnern geworden.⁷ Das *Ergebnis* dieser rationalen Aushandlungsprozesse, die „beste Balance zwischen Erwerbseinkommen und Familienleben zu finden“ (Krüger/Born 2000, S. 216), ähnelt jedoch insofern dem der älteren Generation, als weibliche Erwerbstätigkeit im Familienzusammenhang nach wie vor häufig als eine der männlichen Erwerbstätigkeit nachgeordnete behandelt wird und somit ein „Einfallstor für neu entstehende Ungleichheit zwischen den Geschlechtern“ (ebd., S. 216) darstellt. Die Verteilung auf dem Bildungs- und Arbeitsmarkt bleibt eindeutig geschlechtlich segregiert.

Es ist das Verdienst der Bremer Forschungen, die institutionellen Strukturen und die ihnen innewohnenden traditionellen Geschlechterhierarchien als bedeutende Hindernisse für Wandlungsprozesse identifiziert zu haben. Damit verbindet sich die Skepsis gegenüber Fortschrittsoptimismus und das hartnäckige Insistieren auf der kritischen Wahrnehmung der Bereiche, in denen sich die traditionellen Geschlechterdifferenzen reproduzieren. Die Einbindung der traditionellen lebenslauf-bezogenen Geschlechterarrangements in die bestehende hierarchisch strukturierte Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung wird in diesen Forschungen immer wieder evident und konkret (vgl. Bürmann/Micus-Loos 2002).

In den neuen Bundesländern findet sich eine anders gelagerte Konstellation: 91% der Frauen im erwerbstätigen Alter gingen vor der Wende einer Erwerbstätigkeit nach und leisteten im Durchschnitt das 2,3fache an Hausarbeit (vgl. Klenner 1990). Auch die strukturellen, sozial- und familienpolitischen Maßnahmen, die eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf in der DDR erleichterten, konnten geschlechtsspezifische Rollenmuster im privat-familialen Bereich nicht aufheben.⁸ Die Haushaltsführung war und ist bis heute die Domäne der Frauen (vgl. Nickel 1990).

Die mit dem sozial-strukturellen Umbruch nach der Wende einhergehende Arbeitslosigkeit, der damit verbundene Verlust sozialer Kontakte und Sicherheiten sowie

Aussagen von Töchtern und Söhnen spricht dabei keineswegs eine emotionale Ablehnung der Mütter, sondern eine kritisch-teilnehmende Auseinandersetzung mit ihrer selbsteinschränkenden Lebensweise.

⁷ Wie diese Aushandlungsprozesse bei Doppelkarrierepaaren aussehen vgl. den Beitrag von Michael Meuser in diesem Band.

⁸ Einschränkung muss gesagt werden, dass diese Politik, ironisch auch „Muttipolitik“ genannt, primär berufstätige Mütter im Blick hatte und auf eine Vereinbarkeit von Beruf und Familie für Mütter abzielte.

der Abbau von Kinderbetreuungseinrichtungen wirft Frauen gegen ihren Willen auf die Familienarbeit zurück.⁹ Die „ungebrochene Erwerbsneigung“ (Nolte 1995, S. 5) ostdeutscher Frauen und ihr Kinderwunsch sind zunehmend schwerer zu realisieren. Dies zeigt sich nicht zuletzt durch den Fertilitätswandel im Osten seit 1989 (vgl. Sackmann 2000).

Gleichwohl ist die Erwerbsorientierung der Frauen im Osten nicht ohne Folgen geblieben. Sowohl die Männer wie die ostdeutschen Jungen beteiligen sich im höheren Maß an der Hausarbeit als dies für Männer und Mädchen im Westen gilt (vgl. Büchner/Fuhs 1994; Engstler 2001; Faulstich-Wieland/Horstkemper 1998).

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass auf den Ebenen der Sozialstruktur, der geschlechterdifferenten Stereotype und der Gesetzgebung durchaus Veränderungen zu beobachten sind, die aber gleichzeitig von einer Veränderungsresistenz flankiert sind. Auch die Frage nach den Auswirkungen gesellschaftlicher Wirklichkeit auf die Familienstruktur und die ihr innewohnende geschlechterbezogene Funktionsteilung offenbart Kontinuitäten wie Wandel. Kontinuität zeigt sich beispielsweise in der realen Berufsbeteiligung von Frauen, die bereits bei den um 1930 geborenen Frauen festgestellt wird. Wandel zeigt sich in den Aushandlungsprozessen junger Eltern, die nicht mehr dem männlichen Diktat folgen. Als veränderungshemmend werden von den Bremer Forschungen vor allem geschlechtsstereotypisierte institutionelle bzw. territoriale Ordnungen identifiziert.¹⁰ Angesichts der strukturellen Hindernisse für ein Aufbrechen von Geschlechterarrangements sind Veränderungen vor allem auf normativer Ebene zu beobachten.

Wie sich die beschriebenen veränderten Familienstrukturen und Beziehungsmuster konkret auf die Sozialisationsprozesse von Mädchen und Jungen auswirken und ob sich Handlungsräume jenseits traditionaler Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzepte eröffnen, ist bislang wenig erforscht.

Angesichts eines familialen Wandels vom Befehls- zum Verhandlungshaushalt in den neuen wie alten Bundesländern (vgl. du Bois-Reymond 1994; Ecarius 2002) und einer allmählichen Angleichung der Sozialisationsbedingungen, der Wertorientierungen und der Orientierungen auf Familie, Beruf und Partnerschaft von jungen Frauen und jungen Männern in beiden Teilen Deutschlands (vgl. Jugendwerk der deutschen Shell 1992, 1997; Deutsche Shell 2000, 2002), liegt die Vermutung nahe, dass mit Strukturen und Mustern von Erziehungsaufgaben, -verpflichtungen und Anforderungen auch bisherige Stereotype geschlechtsspezifischen Verhaltens zur Disposition stehen. Damit würden sich Möglichkeiten des doing gender jenseits der traditionellen Geschlechtsauffassungen ergeben.

Es bleibt abzuwarten, ob die Veränderungen auf familialer wie gesellschaftlicher Ebene und die mit ihnen verbundene Dynamik im Wandel der Geschlechterverhältnisse in Zukunft ‚nur‘ eine Flexibilisierung von Geschlechterrollen darstellen, die

⁹ So ist es nicht verwunderlich, dass spätestens zwei Jahre nach der deutschen Vereinigung als gesichert galt, dass ostdeutsche Frauen die „Verliererinnen der Einheit“ sind. Diese Formulierung verliert die Vielfalt weiblicher ostdeutscher Lebensentwürfe aus dem Blick und vernachlässigt eine genauere Analyse der gravierenden Auswirkungen des Transformationsprozesses für beide Geschlechter (vgl. Klenner 2002; Nickel 1993b).

¹⁰ Zum Begriff der Territorien als Bindeglied zwischen Sozialisation und Sozialstruktur vgl. Krüger 2002.

Spielräume innerhalb traditioneller Strukturen und Institutionen eröffnet, ob sie diese radikal in Frage stellen oder ob sie zu einer Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse führen.¹¹ Die Veränderungen erfolgen in den einzelnen Dimensionen familialen Lebens, auf normativer wie faktischer Ebene, in unterschiedlicher Geschwindigkeit und Intensität und können zu einer Zunahme von Spannungen und Konflikten im familialen Miteinander führen (vgl. Nave-Herz 2002). Dass sie neue Anforderungen an Partnerschaft, Familie und Elternschaft mit sich bringen ist genauso außer Frage, wie die Erfahrung, dass sich mit diesen Aushandlungsprozessen nicht unbedingt mehr Gleichberechtigung zwischen den Geschlechtern einstellt (vgl. Krüger/Born 2000). Die Erfahrung zeigt, dass sich gerade die Familie als ein Ort erweist, an dem sich traditionale Geschlechterarrangements in die Prozesse der familialen Herausbildung, Tradierung und Veränderung von Geschlechtlichkeit immer wieder einschleichen.

Entscheidend wird sein, ob die Pluralisierung von Lebensformen und der aufgezeigte Wandel und seine Veränderungspotentiale auf den verschiedenen Ebenen als Chance und nicht nur kulturpessimistisch als Krise der Institution Familie begriffen werden. Dies verlangt nicht nur die Reflexion bewusster wie unbewusster individueller Einstellungen, die Entwicklung sozialpolitischer Maßnahmen, wie flexiblerer Vereinbarkeitsformen von Beruf und Familie für beide Geschlechter, sondern vor allem (neue) Forschungsperspektiven, die die vielfältige Praxis menschlichen Zusammenlebens und -gehörens analysieren, ohne diesen Analysen das Modell der heterosexuellen Kleinfamilie als normativ zugrunde zu legen.¹²

¹¹ Ein konkretes Beispiel, an dem sich diese drei Entwicklungen exemplarisch aufzeigen lassen, ist der „Gleichstellungsvorsprung“ (Geißler 1992), den ostdeutsche Frauen gegenüber westdeutschen Frauen hatten. Dieser basierte auf einer staatlichen Frauenpolitik, die die Erwerbsarbeit von Frauen einforderte und gleichzeitig die Vereinbarkeit von Familie und Beruf förderte. Zu berücksichtigen ist, dass es sich hierbei um ein „patriarchales Gleichberechtigungsmodell“ (Nickel 1993a, 1993b) handelt. Trotz der weitgehenden Integration von Frauen in den Erwerbsprozess, wurden Frauen und Männer im Erwerbsleben sozial ungleich behandelt und traditionale Familienstrukturen und geschlechtsspezifische Aufgabenverteilungen blieben erhalten.

Wird Vollerwerbstätigkeit in der Lebensplanung ostdeutscher Frauen verbunden mit gleichzeitiger Mutterschaft weiterhin eine zentrale Rollen spielen? Werden die ostdeutschen Frauen gegen das traditionelle westdeutsche Familienmodell mit dem Mann als Hauptnährer, der Frau als Zuverdienerin sowie familienbedingten Auszeiten und Teilzeitbeschäftigungen weitgehend resistent bleiben? Ähnlichere Erwerbsmuster und -verläufe von Frauen und Männern in Ostdeutschland und geringere Unterschiede hinsichtlich der Führungspositionen sprechen für diese Prognose. Auf der anderen Seite gibt es, bedingt durch die Abdrängungsprozesse von Frauen aus gesicherten Beschäftigungsverhältnissen und die Verschlechterung der strukturellen Bedingungen der Vereinbarkeit von Beruf und Familie, erste Anzeichen für eine Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse in Ostdeutschland, wie z.B. die zunehmende Akzeptanz von Teilzeitarbeit unter ostdeutschen Frauen (vgl. Klenner 2002). Es wird von den politischen und wirtschaftlichen Rahmenbedingungen einerseits und von den Lebensmodellen junger ostdeutscher Frauen und Männer andererseits abhängen, ob der Gleichstellungsvorsprung tendenziell erhalten bleibt bzw. erweitert werden kann oder ob sich eine Retraditionalisierung der Geschlechterverhältnisse in Ostdeutschland entlang dem westdeutschen Modell einschleicht.

¹² Vgl. die Beiträge von Michi Knecht „Die Politik der Verwandtschaft neu denken ...“ und von Anne Koch-Rein „Ungewöhnliche Herrenclubs‘ und andere Bilderbuchfamilien – Gedanken über lesBiSchwulQueere (Wahl-) Verwandtschaft“ in diesem Band.

Literatur

- Beauvoir, Simone de: Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Frankfurt/M. 1951.
- Benjamin, Jessica: Die Fesseln der Liebe. Psychoanalyse, Feminismus, und das Problem der Macht. Frankfurt/M. 1988.
- Born, Claudia/Krüger, Helga/Lorenz-Meyer, Dagmar: Der unentdeckte Wandel. Annäherung an das Verhältnis von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf. Berlin 1996.
- Büchner, Peter/Fuhs, Burkhard: Der Lebensort Familie. Alltagsprobleme und Beziehungsmuster. In: Büchner, Peter/Krüger, Heinz-Hermann (Hrsg.): Vom Teddybär zum ersten Kuss. Wege aus der Kindheit in Ost- und Westdeutschland. Opladen 1996, S. 201-224.
- Büchner, Peter/Fuhs, Burkhard/Krüger, Heinz-Hermann: Transformation der Eltern-Kind-Beziehungen? Facetten der Kindbezogenheit des elterlichen Erziehungsverhaltens in Ost- und Westdeutschland. In: Heinz-Elmar Tenorth (Hrsg.): Kindheit, Jugend und Bildungsarbeit im Wandel (= 37. Beiheft der Zeitschrift für Pädagogik). Weinheim und Basel 1997, S. 35-52.
- Bürmann, Ilse/Micus-Loos, Christiane: Generationenbeziehungen als Orte der Herstellung, Tradierung und Veränderung von Weiblichkeit. In: Breitenbach, Eva/Bürmann, Ilse/Liebsch, Katharina/Mansfeld, Cornelia/Micus-Loos, Christiane (Hrsg.): Geschlechterforschung als Kritik. Zur Relevanz der Kategorie „Geschlecht“ heute. Festschrift für Carol Hagemann-White. Bielefeld 2002, S. 101-118.
- Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend: Statistik zum Bundeserziehungsgeldgesetz 2001. Berlin 2003.
- Chodorow, Nancy: Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter. München 1985.
- Dausien, Bettina: Biographie und Geschlecht. Zur biographischen Konstruktion sozialer Wirklichkeit in Frauenlebensgeschichten. Bremen 1996.
- Dausien, Bettina: „Weibliche Lebensmuster“ zwischen Erfahrung, Deutung und Tradition. In: Mansel, Jürgen/Rosenthal, Gabriele/Tölke, Angelika (Hrsg.): Generationen-Beziehungen. Austausch und Tradierung. Opladen 1997, S. 231-243.
- Dausien, Bettina: Bildungsbiographien von Frauen im intergenerationalen Verhältnis - Ein methodologisches Plädoyer für einen biographischen Forschungsansatz. In: Metis 10 (2001), S. 56-77.
- Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2002. Zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus. Frankfurt/M. 2002.
- Deutsche Shell (Hrsg.): Jugend 2000. Opladen 2000.
- Du Bois-Reymond, Manuela: Die moderne Familie als Verhandlungshaushalt. Eltern-Kind-Beziehungen in West- und Ostdeutschland und in den Niederlanden. In: Du Bois-Reymond, Manuela/Büchner, Peter/ Krüger, Heinz-Hermann/ Ecarius, Jutta/Fuhs, Burkhard (Hrsg.): Kinderleben. Modernisierung von Kindheit im inter-kulturellen Vergleich. Opladen 1994, S. 63-135.
- Ecarius, Jutta: Familienerziehung im historischen Wandel. Eine qualitative Studie über Erziehung und Erziehungserfahrungen von drei Generationen. Opladen 2002.
- Engstler, Heribert: Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Lebensformen, Familienstrukturen, wirtschaftliche Situation der Familien und familiendemografische Entwicklung in Deutschland (erstellt im Auftrag des BMFSFJ). Berlin 2001.

- Faulstich-Wieland, Hannelore/Horstkemper, Marianne: Veränderte familiäre Erziehungsnormen oder: Verschwindet die Geschlechterdifferenz? In: Horstkemper, Marianne/ Zimmerman, Peter (Hrsg.): Zwischen Dramatisierung und Individualisierung. Geschlechtstypische Sozialisation im Kindesalter. Opladen 1998, S. 213-231.
- Geißler, Rainer: Die ostdeutsche Sozialstruktur unter Modernisierungsdruck. In: Aus Politik und Zeitgeschichte. Beilage zur Wochenzeitung das Parlament (1992), Nr. 29-30, S. 15-27.
- Hagemann-White, Carol: Sozialisation: Weiblich – männlich? Opladen 1984.
- Jugendwerk der deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '97 – Zukunftsperspektiven, gesellschaftliches Engagement, politische Orientierungen. Opladen 1997.
- Jugendwerk der deutschen Shell (Hrsg.): Jugend '92 – Lebenslagen, Orientierungen und Entwicklungsperspektiven im vereinigten Deutschland. Opladen 1992.
- Klenner, Christina: Doppelt belastet oder einfach ausgebeutet? Zur Aneignung weiblicher Reproduktionsarbeit in DDR-Familien. In: Das Argument 32 (1990), S. 865-874.
- Klenner, Christina: Geschlechtergleichheit in Deutschland? In: Aus Politik und Zeitgeschichte (2002), Nr. 33-34, Seite 17-28.
- König, René: Materialien zur Soziologie der Familie. Köln ²1974.
- Kohlberg, Lawrence: Zur kognitiven Entwicklung des Kindes. Frankfurt/M. 1974.
- Krüger, Helga: Familie und Generationen. Der Gender Gap in den Paarbeziehungen. In: Mansel, Jürgen/Rosenthal, Gabriele/Tölke, Angelika (Hrsg.): Generationen-Beziehungen. Austausch und Tradierung. Opladen 1997, S. 31-42.
- Krüger, Helga/Born, Claudia: Vom patriarchalen Diktat zur Aushandlung - Facetten des Wandels der Geschlechterrollen im familialen Generationenverbund. In: Kohli, Martin/Szydlík, Marc (Hrsg.): Generationen in Familie und Gesellschaft. Opladen 2000, S. 203-221.
- Krüger, Helga: Territorien – Zur Konzeptualisierung eines Bindeglieds zwischen Sozialisation und Sozialstruktur. In: Breitenbach, Eva/Bürmann, Ilse/Liebsch, Katharina/Mansfeld, Cornelia/Micus-Loos, Christiane (Hrsg.): Geschlechterforschung als Kritik. Zur Relevanz der Kategorie „Geschlecht“ heute. Festschrift für Carol Hagemann-White. Bielefeld 2002, S. 29-48.
- Micus, Christiane: Friedfertige Frauen und wütende Männer? Theorien und Ergebnisse zum Umgang der Geschlechter mit Aggression. Weinheim und München 2002.
- Micus-Loos, Christiane/Yvonne, Schütze: Gender in der Familienerziehung. Forschungsergebnisse und Handlungsstrategien. In: Glaser, Edith/Klika, Dorle/Prengel, Annedore (Hrsg.) Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft. Bad Heilbrunn/Obb. (erscheint 2003).
- Mollenhauer, Klaus: Vergessene Zusammenhänge. Über Kultur und Erziehung. München 1983.
- Nave-Herz, Rosemarie: Kontinuität und Wandel der Familie in Deutschland. Stuttgart 2002.
- Nickel, Hildegard Maria: Geschlechtersozialisation in der DDR - oder: Zur Rekonstruktion des Patriarchats im realen Sozialismus. In: Burkart, Günter (Hrsg.): Sozialisation im Sozialismus - Lebensbedingungen in der DDR im Umbruch. (= 1. Beiheft der Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie). Weinheim 1990, S. 17-41.

- Nickel, Hildegard Maria: „Mitgestalterinnen des Sozialismus“ – Frauenarbeit in der DDR. In: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hrsg.): Frauen in Deutschland 1945-1992. Berlin 1993a, S. 233-256.
- Nickel, Hildegard Maria: Geschlechterverhältnis in der Wende. Individualisierung versus Solidarisierung. Antrittsvorlesung am 5. Juli 1993 an der Humboldt-Universität zu Berlin, Fachbereich Sozialwissenschaften. Berlin 1993b.
- Nolte, Claudia: Rede vor dem Deutschen Bundestag am 29.03.1995. In: Pressemitteilung des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, S. 27.
- Peukert, Rüdiger: Familienformen im sozialen Wandel. Opladen 1996.
- Rendtorff, Barbara: Konfliktlinien zwischen Generationen- und Geschlechterdifferenz. In: Winterhager-Schmid, Luise (Hrsg.): Erfahrung mit Generationendifferenz. Weinheim 2000, S. 181-193.
- Sackmann, Reinhold: Fertilität im Transformationsprozess. In: Sackmann, Reinhold/Weymann, Ansgar/Wingens, Matthias (Hrsg.): Die Generation der Wende. Wiesbaden 2000, S. 231-253.
- Schmauch, Ulrike: Frühe Kindheit und Geschlecht. Anmerkungen zur frühkindlichen Sozialisation von Mädchen und Jungen. In: Anselm, Sigrun (Hrsg.): Theorien weiblicher Subjektivität. Frankfurt/M. 1985, S. 92-117.
- Schmauch, Ulrike, 1987: Anatomie und Schicksal. Zur Psychoanalyse der frühen Geschlechtersozialisation. Frankfurt/M. 1987.